

FAREWELL FEUILLETON

Dialektik des Feminismus

- Journalistinnen prägten das Feuilleton der "Wiener Zeitung" seit dem 19. Jahrhundert. In einem persönlichen Adieu erinnert Kunstkritikerin Brigitte Borchhardt-Birbaumer an prominente Vorgängerinnen wie Frida Uhl und Maria Buchsbaum.

vom 22.06.2023, 06:30 Uhr | Update: 22.06.2023, 14:29 Uhr



Frida Uhl: Journalistin, Feministin, Geliebte von Strindberg und Wedekind.
© Strindbergmuseum Saxen

B

Brigitte Borchhardt-Birbaumer

Die aufgeklärte Haltung der "Wiener Zeitung" gegenüber Journalistinnen im frauenfeindlichen 19. Jahrhundert ist legendär. Der prominentesten unter ihnen, Frida Uhl (1872 bis 1943), waren zahlreiche Berichte im Feuilleton der "Wiener Zeitung", den "Zeitreisen" und der Wochenendbeilage "Extra" gewidmet, da sie nicht nur eine Emanze war, die für ihre Kinder Kerstin und Max ohne Geld der Väter mit Schreiben von Artikeln aufkam, sondern zudem über Glamour verfügte. Dieser ergab sich durch die ökonomisch unglückliche Wahl der Kindsväter August Strindberg und Frank Wedekind. Wenig lustig für sie am damals "wildem" Leben: Ihr Vater, Friedrich Uhl, langjähriger Chefredakteur der "Wiener Zeitung", beschäftigte sie, während ihre Mutter Maria jahrelang hinter ihrem Rücken Kontakt mit Strindberg hielt und die Tochter ihm gegenüber als lebensuntüchtig abtat.

[Mehr zu diesem Thema](#)

Kunst und Wissenschaft

Frida Uhl war die Tochter der Schwester meiner Urgroßmutter Nina Stenner, Maria Uhl, geborene Lürzer von Zechenthal. In der kinderreichen Familie Lürzer gab es einen Maler, Feodor, der als Defreggerschüler in die USA ging und mit "Röhrenden Hirschen", ganz im Gegensatz zu seiner schreibenden Nichte, reich wurde.

In den Biografien von Monica Strauss, "Cruel Banquet. The Life and Loves of Frida Strindberg", und Friedrich Buchmayr ist mehr an Details zu finden. Letzterer hat auch den Briefwechsel von Strindberg und Uhl 1893 bis 1902 publiziert.

Die weitschichtige Verwandtschaft hat mich wohl unbewusst enger mit der "Wiener Zeitung" verbunden, als ich 33 Jahre lang zugeben wollte. Meine Kür 1990 als Kunstkritikerin klingt wie aus älterer Literatur entnommen, denn meine Vorgängerin Maria Buchsbaum (1924 bis 2016) wählte mich aus. Als Assistentin am Kunstgeschichte-Institut der Universität Wien stellte mein Kollege und Freund Hans Aurenhamer Ende der 1980er Jahre den Kontakt über seine Mutter her. Eine "Bewerbung" als Kunstkritikerin für die "Wiener Zeitung" gab es nicht. Buchsbaum ging mit mir tagelang durch Galerien und empfahl mich dann dem damaligen Chefredakteur Heinz Fahnler.

Als engagierte Verfechterin der Gegenwartskunst schrieb Buchsbaum von 1955 bis 1990 für die damalige Kulturredaktion der "Wiener Zeitung"; lange vor der feministischen Welle der 1970er Jahre setzte sie sich für Künstlerinnen ein. Heute bekannte Namen wie Maria Lassnig, Maria Biljan-Bilger oder Hilde Polsterer bekamen erstmals Aufmerksamkeit durch ihre Artikel.

Auch sie arbeitete am Institut für Kunstgeschichte und publizierte federführend die Bände zur Österreichischen Kunstgeschichte ihres Lehrers Karl Maria Swoboda. Buchsbaum hatte im Gespräch erfahren, dass ich die meisten Gegenwartskunst-Positionen aus meiner Zeit an der Angewandten kannte und traute mir durch Praxisarbeit mit den Museumsspezialisten Werner Hofmann und Günther Heinz auch die Kritik an historischen Ausstellungen zu.

In der Kulturredaktion war damals der Musikwissenschaftler Norbert Tschulik Chef. Im Gegensatz zum damaligen Chefredakteur passte ihm die Wahl nicht. Am Institut für Theaterwissenschaft hatte er eine konträre Haltung zur Lehrmeinung meines Halbbruders Ulf Birbaumer vertreten. So musste ich in einem Gespräch Vorurteile über angeblich radikal linke Gesinnung ausräumen, was mir gelang. Wahrscheinlich hat der spätere Kultur-Chef Heinz Pribil hier positiv mitgewirkt, jedenfalls gab es noch ein Essen mit Buchsbaum, Fahnler und mir nach Zustimmung aller Beteiligten.

Meine Vorgängerin las meine Kritiken bis zu ihrem Tod im August 2016. Sie ging - wie mir Dagmar Chobot erzählte - weiter in Galerien, deren Programm sie interessierte und wir hielten den Diskurs aufrecht. Buchsbaum schrieb als Spezialistin für die Kunst nach 1945 in den Katalogen der von mir kuratierten Ausstellungen wie 2003 zu den Künstlerinnen-Positionen in der Kremser Kunsthalle, aber auch für die Jahrzehnt-Ausstellungen im Musa.

Was ich heute noch vertrete, war ihre Gleichbewertung von Schreiben für die Wissenschaft und Kunstkritik, denn diese Haltung galt den Professoren als viel zu revolutionär, ebenso leidenschaftlich hat sie die Ablehnung zeitgenössischer Kunst des Wiener Publikums 1960 bis 1990 durchbrochen. Methodisch waren ihre Artikel erkenntnistheoretisch und strukturanalytisch und nicht von heute inflationärer subjektiver Ästhetik getragen, ganz nach Forderungen Konrad Fiedlers, Lionello Venturis und anderer zu einer meinungsbildenden Kunstkritik. Im Sinne einer Re-Edukation Deutschlands und Österreichs nach 1945 hat sie die Dialektik Theodor W. Adornos in ihren Texten angewandt, als kritische Auseinandersetzung mit den nationalsozialistischen Irrlehren Hans Sedlmayrs (Kunstgeschichte) und Josef Nadlers (Germanistik), bei denen sie ihr Studium begonnen hatte.

Journalistische Freiheit

Buchsbaum hat die Kunstkritik nie aufgegeben, neben der Gründung einer Familie, Publikationen über Waldmüller, die Malerei der Romantik, vergessene Künstlerinnenpositionen und der Geschichte von Galerien wie jener der Staatsdruckerei und der Avantgarde-Galerie zum Roten Apfel. In ihrer tiefen Methodik legte sie größten Wert auf die Sprache. Verrisse und subjektive Werturteile waren daher nicht ihre Sache, auch wenn ihr die Banalität des erstarkenden Markt- und Eventcharakters von Kunst missfiel. Sie war mir in all dem Vorbild, einzigartig war zudem ihr soziales Engagement für Flüchtlingskinder.

Sie muss das nunmehrige Ende des Feuilletons und der Printausgabe der "Wiener Zeitung" nicht erleben und sich auch nicht damit auseinandersetzen, dass zwei Politikerinnen dies veranlasst haben, die auf die vielfache Kritik an ihrer Entscheidung äußerst unkorrekte Anspielungen auf das Alter der Leser machten und die Einstellung des Blattes mit der Befreiung vom Nationalsozialismus verglichen.

Die "Wiener Zeitung" wurde schon einmal eingestellt, 1940. Damals ging es um Kontrolle über journalistische Freiheiten, nicht um puren Aktionismus. Die Begründung einer sich ins Netz verlagernden Medienwelt, der wohl auch die anderen Printmedien folgen werden, kann angesichts der textlich meist völlig anspruchslosen Gratisblätter kaum ausreichen. Statt den Qualitätsjournalismus zu fördern, haben die zwei Medienbeauftragten der Regierung dem Populismus mitsamt seinen Gefahren Vorschub geleistet. Danach kann ich nur noch die Aussage des deutschen Kunsthistorikers Dieter Ronte stellen, dass unser Feuilleton der Qualität der deutschen "Frankfurter Allgemeinen Zeitung" um nichts nachsteht, und damit danke ich allen Beteiligten meiner Redaktion und geistigen Heimat seit 1990.